

der Grund; schließlich trifft dies auch auf viele andere futuristische Manifeste zu. Man hätte sich deshalb gewünscht, daß die neun Manifeste stärker den Gegenstand der Untersuchung gebildet hätten. Auf diese Weise wäre eine Vertiefung in Spezialprobleme möglich geworden, bei der die Dadaismus- oder Surrealismus-Forschung eine gewisse Vorreiterrolle einnimmt. (Vgl. Jean-Claude Chevalier, »Dada, étude linguistique de la fonction d'un terme qui 'ne signifie rien'«, in: *Cahiers de l'Association Internationale pour l'étude de dada et surréalisme* [Paris], Nr. 1, 1966, S. 7-15; René Lourau, »Le Manifeste Dada du 22 mars 1918. Essai d'analyse institutionnelle«, in: *20th l'Icosothèque 1. Le Siècle éclaté*, hrsg. v. Mary Ann Caws, Nr. 1, 1974, S. 9-30; Nicole Boulestreau, »L'Épreuve de la nomination dans le premier 'Manifeste du Surréalisme'«, in: *Littérature*, Nr. 39, Okt. 1980, S. 47-53; Ferdinand Drijkoningen, »Auf der Suche nach Intentionen und ihren Implikationen: Das erste 'Manifest des Surrealismus' und 'Poisson soluble'«, in: *Manifeste: Intentionalität*, hrsg.

v. Hubert van den Berg u. Ralf Grüttemeier, Amsterdam und Atlanta, 1998, S. 119-140).

Im übrigen wäre es hilfreich gewesen, wenn Malsch auch jene (wenigen) Manifeste in den Anhang aufgenommen hätte, auf die er im Text ausführlich zu sprechen kommt. Dadurch hätte er dem Leser die Prüfung seiner Interpretationen erleichtert. Die durch den spürbaren Zeitdruck der Fertigstellung des Buches entstandenen »Schönheitsfehler« (uneinheitliche Zitierweise der Manifeste, irreführende Fußnoten, Verweise auf Sekundärliteratur statt auf Quellenbände, fehlende Indizes, Druckfehler) bedürfen keines Kommentars.

Die Aktualität der futuristischen Künstlermanifeste liegt vor allem in deren theoriebildenden Funktion. Insofern bieten sie den intellektuellen Kräften innerhalb der Kunstwissenschaft, die sich in den vergangenen zehn Jahren zusehends auf abstrakte Fragestellungen konzentrierten, ein weites Tätigkeitsfeld. Angesichts des derzeit lebhaften Interesses an Kunsttheorie befindet sich der »historisch« orientierte Forschungszeitweig innerhalb der Kunstgeschichte im Hintertreffen. Daß er darum noch lange nicht am Ende ist, belegen Malschs scharfsinnige wie nachhaltige Analysen.

Astrit Schmidt-Burkhardt

Elektronische Bildprojektion in der kunsthistorischen Lehre. Ein Bericht aus der Praxis

In ihrem Beitrag zum Juliheft schildern Stephan Hoppe und Holger Simon die Vorteile, die der »Abschied vom Dia« für die kunstgeschichtliche Lehre bereit hält. Auch das Kunstgeschichtliche Seminar der Justus-Liebig-Universität Gießen hat die Umstellung auf eine computergestützte Bildprojektion im letzten Jahr vollzogen. Wir hoffen, daß unser Praxisbericht eine fortgesetzte Diskussion nicht nur der Vorteile, sondern auch der mit der »medialen Wende« offensichtlich einhergehenden Probleme anregen wird.

Die hiesige Kunstgeschichte hatte — zusammen mit anderen Instituten des Fachbereichs — einen Antrag an das Hessische Kultusministerium formuliert, das daraufhin aus dem

»Hochschulsonderprogramm III« die finanziellen Mittel für einen Beamer, mehrere PCs und Peripherie bereitstellte. Die Geräte wurden im Sommer 1999 im Kunstgeschichtlichen Seminar installiert. Im WS 99/00 haben wir in allen Veranstaltungen auf eine Bildprojektion mit PC und Beamer umgestellt. Dazu werden die gewünschten Bildvorlagen eingescannt, in einer zentralen Datenbank erfaßt und dann zu einer Präsentation zusammengestellt. Letztere funktioniert auf der Grundlage von HTML-Seiten und kann somit auf jedem Rechner, der über einen Internetbrowser verfügt, benutzt werden. Die »Digitale Diathek« (bislang knapp 1.500 Einträge) steht im Intranet/Internet bereit, so daß jeder, der über ein Passwort

verfügt, auf sie zugreifen und seine Präsentation auch eigenständig zusammenstellen kann – von zu Hause oder vom Institut aus.

Die PC-gestützte Projektion eröffnet neue und bessere Möglichkeiten zur Aufbereitung und Präsentation von Bildmaterial. Im Gegensatz zur Diaprojektion können die Bilder nun beliebig vergrößert und überblendet und auch schnell neu kombiniert werden, was mehr Spielraum für Spontaneität in der Lehre bietet. Die Bildqualität auf der Wand ist überzeugend. Durch den nun möglichen Zugriff auf alternative Medien (Internet, CD-ROM) kann eine Vielzahl von Bildvorlagen genutzt werden, die über Buchpublikationen gar nicht oder nur schlecht zur Verfügung stehen.

Technische Schwierigkeiten sind durch die fortschreitende Entwicklung im PC-Bereich gegeben. Spätestens alle fünf Jahre müssen die Datenbanken auf neue Systeme portiert werden. Die jetzt noch bildschirmfüllende Auflösung wird u. U. in einigen Jahren für die Präsentation zu klein ausfallen. Ein Kernproblem ist der Personalmangel. Das Kultusministerium hat uns keine zusätzliche Stelle zur Programmierung, Betreuung und Wartung der

Geräte bewilligt. Ohne den technischen Sachverstand eines engagierten Studenten bzw. Mitarbeiters wäre das Projekt gar nicht erst in die aktive Phase gelangt. Ebenfalls aus Personalmangel kann unsere »Digitale Diathek« einem wissenschaftlichen Anspruch nicht genügen. Bislang dient sie nur der Indizierung des eingescannten Materials anhand der wichtigsten Kriterien (Künstler, Titel, Medium, Maße, Sammlung bzw. Ort). Durch die Abhängigkeit des Materials vom jeweiligen Seminarkontext ist die Datenbank sehr zufällig in ihren Beständen und wird somit für Personen außerhalb des Gießener Seminarbetriebs von geringem Interesse sein. Schließlich fehlt es einem Großteil der Studierenden an den Qualifikationen, um eine optimale Nutzung der neuen Möglichkeiten zu erzielen. Eine effiziente Heranführung der Studierenden an die Arbeit mit den neuen Medien ist mit dem derzeitigen Personalbestand nur ansatzweise zu leisten und strapaziert erheblich die ohnehin knappen Zeitreserven des Mittelbaus. Wenn es richtig eng wird, ist uns das Dia wieder sehr willkommen.

Sigrid Ruby, Mischa Steidl